

(Schweizer) Mundart und auch das Plattdeutsche aus Kirche, Schule und Gerichtsstube. Der Ausdruck „hochdeutsch“ stammt nicht von Luther, er wird überhaupt 1488 erstmalig und dann 1578 in einer Grammatik des Johannes Clajus fälschlich für oberdeutsch gebraucht, dann aber beibehalten. Auch im Hohenstaufen-Zeltalter kannte man bereits ein oberdeutsches, ein mitteldeutsches und ein niederdeutsches Sprachgebiet.

Der sächsische Volksstamm ist grundlegend für das Niederdeutsche geworden. Das Altsächsische umfaßt, wenn wir die Friesen und Niederländer davon ausnehmen, die Sprache zwischen Rhein und Elbe. Werke in altsächsischer Sprache sind uns vom 8. bis 11. Jahrhundert erhalten geblieben, z. B. aus dem 9. Jahrhundert Bruchstücke des Hildebrandsliedes und der „Heliand“ (ziemlich umfangreicher Teil einer auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßten niederdeutschen poetischen Darstellung des Wirkens Christi). Nur Unkundige können daher behaupten, daß das Plattdeutsche aus dem Hochdeutschen hervorgegangen sei. Der Beweis ist erbracht, daß beide Sprachen gleichen Alters sind und aus dem Gotischen hervorgingen. Beim Altsächsischen läßt sich das Verbleiben der Konsonanten auf gotischer Stufe nachweisen, die hochdeutsche Lautverschiebung ist nicht vorhanden; in Biegungen und Wortbildungen steht es dem Gotischen ferner als dem Althochdeutschen. Aus dem Altsächsischen ging das Mittelniederdeutsche hervor, im 16. Jahrhundert vertreten durch eine reiche Literatur; die letzte niederdeutsche Bibel erschien 1621. Dann trat ein Verfall und im Gefolge damit eine Verachtung der niederdeutschen Sprache ein, der man törichterweise nachsagte, sie hindere die Einheitsbestrebungen der deutschen Volksstämme. Erst im 19. Jahrhundert wurde dieser Makel wieder gebannt durch die Großtat des niederdeutschen Dichters Klaus Groth aus Dithmarschen, der als Lyriker im Verein mit dem Mecklenburger Humoristen Friß Reuter und dem Erzähler John Brindman unter späterem Hinzutritt des Hamburger Dramatikers Friß Stavenhagen die Blütezeit der neuplattdeutschen Literatur einleitete und viele begeisterte Anhänger und Mithschöpfer in allen niederdeutschen Gauen fand. Fehl es zur Zeit auch an überragenden plattdeutschen Dichtern, so gibt es doch genügend plattdeutsche Schriftsteller im Lande und eine durch unermüdete Arbeit und straffe Zusammenfassung in beträchtlichem Wachsen begriffene plattdeutsche Gemeinde in allen Volksschichten, die in grimmem Spott die hochdeutschen Verächter von einst als „Gälsnacker“ belächelt und treu zur angestammten Muttersprache (Plattdeutsch) hält. Mag das Hochdeutsch Literatur-, Amts- und Gesellschaftssprache bleiben, die heimische Mundart wird sich dennoch im Norden, Osten, Süden und Westen als Volkssprache behaupten. Der Plattdeutsche insbesondere erlernt nicht nur leichter fremde Sprachen als der Hochdeutsche, sondern er wird auch in seiner Mundart vom Ausländer weit leichter verstanden wegen der häufig bestehenden Sprachverwandtschaft.

Das plattdeutsche Alphabet besteht nach der mir vorliegenden besten und vollständigsten Grammatik des Altonaers August Marahrens vom Jahre 1858 aus folgenden 24 Buchstaben: A a, B b, C c, D d, E e, F f, G g, H h, I i, K k, L l, M m, N n, O o, P p, R r, S s, T t, U u, W w, Z z, Ä ä, Ö ö, Ü ü. Der Buchstabe V ist im plattdeutschen Alphabet ebenso überflüssig wie im hochdeutschen, da er keinen andern als den des f-Laut vertritt. Überflüssig sind auch die in das hochdeutsche Abc aufgenommenen Buchstaben Y, Q und X. Die Aussprache der Buchstaben

ist oft ganz abweichend vom Hochdeutschen. So spricht man z. B. B, C, D, E wie ein verschmolzenes, zueinander hinübergezogenes Be-i, Ce-i, De-i, E-i; man bringt den Laut am besten hervor, wenn man den mittlern Teil der Zunge niederdrückt und den vordern Teil gegen die untere Reihe der Zähne drückt. Von Ligaturen oder zusammengezogenen Buchstaben hat die plattdeutsche Sprache nur ch und st, das im Hochdeutschen gebräuchliche h und ß kann nicht benutzt werden, z. B. Duzend, Dutzend; Mäßigkeit, Mäsigkeit. Diphthonge sind: ei, eu, au, doch werden sie nur selten gebraucht. Die Aussprache der Konsonanten ist fast immer dem Hochdeutschen gleich. Der Selbstlaut e wird zu Anfang einer Silbe und in den Vorsilben be und ge kurz ausgesprochen; breit dagegen in der Mitte der Silben (en Dert, ein Tier, sprich: De-i-rt); in den Endsilben ist e stumm oder kaum hörbar (Dören, Türen, sprich: Dör'n); das Zahlwort en – ein (sprich: e-i-n) klingt breit im Gegensatz zum unbestimmten Geschlechtswort en – ein, wo das e kurz gesprochen wird (en Mäken, ein Mädchen). Ein gedehntes e gibt es dem Laute nach wohl im Plattdeutschen, es wird aber beim Schreiben ersetzt durch ä, z. B. äten, essen; mäten, messen; Pärđ, Pferd; ferdrägen, vertragen; Geslägt, Geschlecht; slächten, sechten. Der Vokal o wird mit wenigen Ausnahmen immer breit und gedehnt gesprochen, z. B. lopen (lo-upen), laufen; Bok (Bo-uk), Buch. Hierbei ist das gedehnte u ziemlich hörbar. Weniger breit klingt o in den einsilbigen Wörtern son, von; Alock, Blocke. Eine Ausnahme macht das gedehnt gesprochene einsilbige Wort hoch im Gegensatz zum davon abgeleiteten und kurz gesprochenen Wort Hochtid – Hochzeit. Dieselbe kurze Aussprache tritt ein bei Tochter – Tochter. Auffallend ist bei diesem Worte die Verwandtschaft mit dem englischen (angelsächsischen) Wort daughter – Tochter.

Vergleicht man mit dieser in kurzen Umrissen gezeichneten Grammatik die Schreibweise der plattdeutschen Schriftsteller, so wird man je nach der Mundart, zwar manche Abweichung feststellen können, auch berücksichtigen müssen, daß es leider keine einheitliche plattdeutsche Rechtschreibung gibt,* aber trotz alledem

* Das beweist das am Schlusse dieses Aufsatzes stehende Gedicht von Lauremberg, wo entgegen den vom Verfasser nach Marahrens vorhin aufgestellten Rechtschreibregeln im Plattdeutschen sowohl v als auch die Ligatur ck verwendet ist. Ebenso sind übrigens auch die bekannten plattdeutschen Dichter Klaus Groth und Friß Reuter verfahren. Das v findet sich da außer den häufigen Vorsilben ver und vör (vor) z. B. in Bagel, Vägelken, Bagelmeh (Vogel, Vögeln, Vogelmehl), Voß (Fuchs, hier wie in Bagelmeh also auch ß), Vigelin (Violine), vel (viel); ß hat Reuter u. a. noch in Oh (Ohse), Peiterhill (Peterilie), taupaß kamen (zu paß kommen), wo de Päper wäxt (wo der Pfeffer wächst). Besonders häufig ist auch die Ligatur ck verwendet: ich, sich (ich, sich), Alock (Blocke), Vackbern (Vackbirnen), inbrocken (einbrocken), tredien (ziehen), redien, Schavernack (Schabernack), kicken (blicken), Sticken (Stift), Rick und Schick heromen (Rick und Schick haben – seine richtige Form haben), ut Ticktacken ward Burtjacken (aus Ticktacken wird Burtjacken – aus Scherz wird Ernst) u. v. a. Auch q wird wie im Hochdeutschen in der bekannten Verbindung qu gebraucht; Klaus Groth hat seine berühmte Gedichtsammlung „Quidborn“ betitelt, und bei Friß Reuter finden wir z. B. Qualm, Quark, Quast, Quesen. Ebenso schreibt Reuter g u. a. in Plah, Mah, Glgög (Glgöge), Spinbaum (Spinbube), klemmen, dat dat Blaud ut de Fingerspihen spricht (klemmen, daß das Blut aus den Fingerspihen spricht); sogar z verwendet er: Excellenz; 'ne olle Bär (eine alte Hofe). Dagegen kommt c außer in der bekannten Verbindung ch höchst selten, eigentlich nur bei Fremdwörtern vor, bei Reuter z. B. Citterone (Zitrone, das früher bekanntlich auch im Hochdeutschen Citrone geschrieben wurde) und Commerch (Commerch hollen – in Verkehr stehen; aus frz. commerce, lat. commercium). Die Schriftleitung.